

reinen Vokalen nicht der Fall ist. Allerdings vermag hier Erziehung, Uebung und Gewohnheit viel, aber die Natur doch noch mehr. Bis der Magyar zum Aussprechen seiner Wörter, z. B. öröm, szükölködő usw., die Sprachwerkzeuge sammelt, die Lippen zusammenkrümmt, die Zunge auf den rechten Posten stellt – so singt schon die hüpfende, reinvokalische Slavin ein Liedchen aus. Der Vorwurf, daß seine Sprache die harten r und l besitze, ist nur scheinbar, denn solcher Wörter hat seine Sprache nur wenige, und sie gehören meist zu den die Natur nachahmenden und malenden Lauten, z. B. hřměti, donnern; trn, der Dorn: ja die slawische Zunge spricht sie auf eine so eigene, feine Art aus, daß sie sich in seinem Munde schon beinahe in Vokale auflösen.

Quelle: Kollár J.: *Ueber die Magyarisierung der Slaven in Ungarn*. In: Zschokke J. H. 1821: *Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit*. Aarau, 552–558.

## Die österreichische Besetzung Bosniens 1878 laut Ivo Andrićs Roman „Die Brücke über die Drina“

*Ivo Andrić wurde 1892 im bosnischen Dolac bei Travnik geboren. Ab 1912 studierte er Slawistik und Geschichte an den Universitäten von Zagreb, Krakau, Wien und Graz. Schon früh betätigte er sich in einer revolutionär-nationalen Jugendbewegung in Bosnien, weshalb ihn die österreichisch-ungarische Regierung während des Ersten Weltkriegs verhaften ließ. Im SHS-Staat machte er bald Karriere und wurde diplomatischer Gesandter in einer Reihe europäischer Hauptstädte, darunter Berlin. 1924 promovierte Andrić in Graz; 1939 wurde er Mitglied der Serbischen Königlichen Akademie. Die Zeit des Zweiten Weltkriegs verbrachte er in Belgrad. Nach der Gründung des kommunistischen Jugoslawien wurde er Vorsitzender des jugoslawischen, später des serbischen Schriftstellerverbandes. 1961 erhielt Andrić den Nobelpreis für Literatur. Gestorben ist er am 13. März 1975 in Belgrad.*

*Den Schwerpunkt der Werke Andrićs bildet die Geschichte Bosniens, die er zumeist aus der Perspektive der dortigen Bevölkerung und ihres Alltags schildert. Sein berühmtestes Werk „Die Brücke über die Drina“ ist eine Beschreibung der Stadt Višegrad, deren wechselvolle Vergangenheit er von der Osmanenzeit und der Errichtung der dortigen Brücke bis zum Ersten Weltkrieg skizziert. In der folgenden Passage behandelt der Autor die Ankunft österreichischer Truppen, die nach dem Berliner Kongress von 1878 die Verwaltung Bosniens übernahmen.*

So vollzog sich die große Umwandlung im Leben des Städtchens neben der Brücke, ohne andere Opfer als Alihodschas Mißgeschick. Schon nach einigen Tagen war das Leben wieder im vollen Gange und, wie es schien, im Wesen unverändert. Auch Alihodscha erholte sich und machte, wie auch die übrigen Kaufleute, wieder seinen Laden in der Nähe der Brücke auf, nur trug er von nun an seinen weißen Hodschaturban auf der rechten Seite etwas tiefer, damit man die Narbe an seinem verletzten Ohr nicht sehe. Jene „bleischwere Kanonenkugel“, die sich ihm mitten in seine Brust gesenkt hatte, als er das rote Kreuz auf dem Arm des österreichischen Soldaten sah und durch seine Tränen die „Worte des Kaisers“ las, war zwar nicht verschwunden, sie war aber klein wie eine Kugel am Gebetkranz geworden, und so ließ sich mit ihr leben. Auch war er ja nicht der einzige, den sie drückte. So begann die neue Zeit unter der Besetzung, die vom Volke, da es sie nicht verhindern konnte, als etwas Vorübergehendes angesehen wurde. Was kam nicht alles in diesen wenigen ersten Jahren nach der Besetzung über die Brücke! Gelb gestrichene Heeresfahrzeuge

rasselten in langen Reihen über die Brücke und brachten Verpflegung, Bekleidung, Mobiliar und bis dahin nie gesehene Einrichtungen und Gegenstände.

In der ersten Zeit sah man nur Soldaten. Wie Wasser aus der Erde quollen sie hinter jeder Ecke und jedem Strauch hervor. Der Markt war voll von ihnen, aber sie waren auch in allen anderen Teilen der Stadt. Jeden Augenblick kreischte irgendeine erschreckte Frau auf, wenn sie im Hof oder im Pflaumengarten hinter dem Haus unerwartet auf Soldaten gestoßen war. In ihren dunkelblauen Uniformen, gebräunt von den zweimonatigen Märschen und Gefechten, froh, daß sie lebten, erfüllt vom Wunsche nach Erholung und Erleben, wimmelten sie in Stadt und Umgebung herum. Auf der Brücke waren sie zu jeder Tageszeit. Von den Bürgern ging kaum einer auf die Kapija, denn sie steckte immer voller Soldaten. Da saßen sie, sangen in verschiedenen Sprachen, scherzten, kauften Obst in ihren blauen Mützen mit dem ledernen Schirm und einer Kokarde aus gelbem Blech, in die die Initialen des Kaisers, FJI (Franz Joseph I.), eingeschnitten waren. Aber mit dem Herbst begannen die Soldaten abzurücken. Nach und nach wurden es unmerklich weniger und weniger. Es blieben nur Gendarmerieabteilungen. Sie nahmen Wohnungen und richteten alles für einen ständigen Aufenthalt ein. Gleichzeitig begannen Beamte einzutreffen, große und kleine Beamte mit Familien und Dienerschaft, nach ihnen Meister und Handwerker für die Arbeiten und Berufe, die es bis dahin bei uns nicht gegeben. Es kamen Tschechen, Polen, Kroaten, Ungarn und Deutsche. Im Anfang schien es, als kämen sie zufällig, wie vom Winde herangeweht, und nur zu vorübergehendem Aufenthalt, um unter uns mehr oder weniger das Leben zu leben, das man hier seit je lebte, als müßten die zivilen Behörden noch für einige Zeit die Besetzung fortführen, die das Heer begonnen. Mit jedem Monat, der verging, wurde indessen die Zahl der Fremden immer größer. Was aber das Volk in der Stadt am meisten überrascht und mit Staunen und Mißtrauen erfüllt, das ist nicht so sehr ihre Anzahl als vielmehr ihre unverständlichen und undurchsichtigen Pläne, ihr unermüdlicher Arbeitseifer und die Ausdauer, mit der sie darangehen, diese Pläne auszuführen. Diese Fremden ruhen nicht und lassen auch niemanden in Ruhe; sie scheinen entschlossen zu sein, mit ihrem unsichtbaren, aber immer stärker fühlbaren Netz von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften das Leben selbst mit seinen Menschen, Tieren und toten Gegenständen zu erfassen und alles um sich herum zu ändern und zu verrücken; das äußere Bild der Stadt, die Gewohnheiten und die Natur der Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Aber dies alles verrichten sie ruhig und ohne viele Worte, ohne Gewalt und Herausforderung, so daß man nichts hat, dem man sich widersetzen könnte. Stoßen sie auf Nichtverstehen und Widerstand, dann halten sie sofort ein, besprechen sich irgendwo unsichtbar, ändern die Richtung ihrer Arbeiten und führen doch aus, was sie sich vorgenommen. Jedes Werk, das sie beginnen, erscheint harmlos, ja sogar sinnlos. Sie vermessen irgendein Brachland, kennzeichnen Holz im Wald, besichtigen die Aborte und Abflußkanäle; schauen Pferden und Kühen ins Maul, prüfen Maße und Gewichte, fragen nach Krankheiten im Volke, nach Zahl und Namen der Obstbäume, nach den Schaf- und Geflügelrassen. – Es sieht aus, als spielten sie. So unverständlich, unwirklich und unernst erscheinen alle ihre Geschäfte in den Augen des Volkes. – Und dann versinkt das alles, was sie mit so viel Sorgfalt und Eifer ausführten, irgendwo, als sei es für immer sang- und klanglos verschwunden. Aber einige Monate, oft ein ganzes Jahr danach, wenn das Volk es schon längst vergessen, dann tritt mit einem Male der Sinn dieser auf den ersten Blick sinnlosen und längst vergessenen Maßnahme zu Tage: die Ältesten der einzelnen Stadtviertel werden auf das Rathaus bestellt, und es wird ihnen die neue Verfügung über den Holzschlag, über die Typhusbekämpfung, über den Verkauf von Obst und Süßigkeiten oder über Viehpässe bekanntgegeben. So gibt es jeden Tag neue Verordnungen. Und mit jeder Verordnung wird der einzelne irgendwo begrenzt oder verpflichtet, wäh-

rend sich das gemeinsame Leben der Stadt oder des Dorfes und aller seiner Einwohner ausweitet, verflucht und verzweigt.

In den Häusern aber, und nicht nur in den mohammedanischen, sondern auch in den christlichen, änderte sich nichts. Dort lebte, arbeitete und vergnügte man sich weiter nach alter Art, Brot wurde im Backtrog angerührt, Kaffee im Herd geröstet, Wäsche im Zuber gekocht und in der „Lauge“ gewaschen, die den Frauen die Finger zerfraß und wundrieb; gewebt und gestickt wurde auf Webstuhl und Stickrahmen. Die alten Bräuche der Festlichkeiten, Feiertage und Hochzeiten wurden voll beibehalten, von den neuen Bräuchen, die die Fremden mitgebracht hatten, wurde nur hier und dort geflüstert, wie von etwas Unwahrscheinlichem und Fernem. Kurzum, man arbeitete und lebte wie seit alters und wie man in den meisten Häusern auch noch fünfzehn, zwanzig Jahre nach der Besetzung arbeiten und leben würde. Dafür aber änderte sich das äußere Bild der Stadt sichtlich und schnell. Die gleichen Menschen, die in ihren Häusern in allem die alte Ordnung beibehielten und nicht daran dachten, sie zu ändern, beruhigten sich im wesentlichen leicht mit diesen Veränderungen in der Stadt und nahmen sie nach längerem oder kürzerem Wundern und Murren hin. Natürlich bedeutete auch hier das neue Leben, wie überall und immer unter solchen Verhältnissen, in Wahrheit eine Mischung aus Altem und Neuem. Die alten Auffassungen und Werte stießen sich mit den neuen, vermischten sich oder lebten nebeneinander her, als warteten sie, wer wen überleben werde. Die Menschen rechneten nach Gulden und Kreuzern, aber ebenso nach Groschen und Para, sie maßen nach Arschin, nach Okka und Dram, aber auch nach Metern, Kilogramm und Gramm, sie legten die Termine für Zahlungen und Lieferungen nach dem neuen Kalender fest, noch häufiger aber nach alten Gewohnheiten, auf den Georgitag oder zu Michaelis. Wie einem Naturgesetz folgend, stemmte sich das Volk gegen alles Neue, aber es ging darin nicht bis zum Ende, denn den meisten war das Leben wichtiger und teurer als die Form, in der sie lebten. Nur bei vereinzelt Ausnahmen spielte sich der Kampf zwischen Altem und Neuem als ein tieferes und wahrhaftes Drama ab. Für sie war die Lebensform untrennbar und unbedingt mit dem Leben selbst verbunden.

Quelle: Andrić I. 1959: *Die Brücke über die Drina. Eine Wischegrader Chronik*. Wien, 136 ff.

## Slowenien – ein Trinklied als Nationalhymne

*Eine der schönsten und wohl auch ersten lyrischen Beschreibungen Sloweniens stammt aus der Feder des romantischen Dichters France Prešeren (1800–1849), der als Klassiker der slowenischen Literatur gilt. Das Gedicht „Zdravljica“ (Trinklied) wurde 1844, wenige Jahre vor der Märzrevolution, geschrieben. Obwohl launig-gezelliges Lied, ist es zugleich auch ein Dokument der slowenischen Nationsbildung. Es fordert das Recht auf nationale Selbstbestimmung ein, vereint dies jedoch mit der Idee der Gleichberechtigung der Nationen. Als „slowenische Marseillaise“ – so der Literaturwissenschaftler Boris Paternu – wurde die siebente Strophe des Liedes nach der Unabhängigkeit der Republik Slowenien zur Nationalhymne.*

Ihr Freunde, hebt die Gläser,  
gefüllt mit neuem Rebensaft,  
der unsern Adern Leben,